

Ich strecke meinen Rücken. Das Lauterbrunnental. Gegenüber von Mürren liegt der Schwarze Mönch, Tolkiens Lieblingsberg. Mein Vater erzählte mir schlimme Geschichten über diesen Schwarzen Mönch, eine Wand, durch die er noch kurz vor seinem Tod geklettert ist und an der wir im April 1973 seine Asche verstreuten.

Genau in diesem Moment durchfährt mich eine Gier, als habe meine Passagierin ein chemisches Mittel versprüht, ein neues Mittel, das von der Isolation befreit.

Vielleicht muss ich sofort reagieren. Doch meine Hände schmerzen, ich halte das Lenkrad zu sehr umklammert. Ich schaue in den Rückspiegel und sehe, wie Olga mit diesen wunderbar traurigen Augen über die Schwärze des Zürichsees blickt. Ich merke, dass es mir schwerfällt, nicht anzuhalten und es bei ihr zu versuchen.

Ein merkwürdiger Geruch umgibt mich jetzt. Der Geschmack von Eisen. Zürich ist erleuchtet unter schwarzen tiefhängenden Wolken. Ich beschleunige auf 135 km/h. Mein Blick heftet sich auf die weiße Mittellinie, als ob ich dort Halt finden könnte. Aber es gelingt mir nicht. Die Gier wird stärker. Nahe Kilchberg sehe ich Umriss von Menschen im eisigen Seewasser. Nackte Oberkörper, rudernde Arme. Sie bewegen sich westwärts. Inmitten von Fischschwärmen und Aalen. Ich muss mich auf den Asphalt konzentrieren. Ich sollte etwas zu meiner Passagierin sagen, vielleicht von meinen Kindern erzählen.

Olga blickt in die glitzernde Dunkelheit. Ich könnte erzählen, dass unsere Jungs immer pünktlich zu essen, genügend Schlaf und Liebe bekommen haben. Dass sie ohne Regeln spielen konnten, sich ernst genommen fühlten und ihre Entscheidungen selbständig trafen. Den Kriterien der Glücksforschung zufolge sind unsere Kinder glücklich. Aber ich sage nichts. Sie schaut mich nur an.

03:20. Vaduz, Parkhotel Sonnenhof. Sie habe diese Fahrt genossen, sagt Olga. Wenn sie wieder die Schweiz besuche, werde sie mich als Fahrer buchen. Ein Hotelportier kümmert sich jetzt um ihr Gepäck. Der Kofferraum schließt automatisch.

Rückfahrt Richtung Westen. *Mittelerde*. Skelettiertes Land. Murg, Seewen, Ödischwend, Arn. Der See gefüllt mit Schlamm, darüber rotes Licht. Ich halte auf dem Rastplatz mit Panoramablick, öffne die Fenster, das Schiebedach. Über der anderen Seeseite sticht ein

Flugzeug in den Himmel. Alles ruhig, die Landschaft geplündert, kahlgefressen. Stille, Totenstille. Ich stecke eine Zigarette zwischen die Lippen. Finde kein Feuer. Dann erscheint sie in der Dunkelheit.

Sie legt ihren Arm um meine Schulter, versucht mich zu beruhigen. Wie früher. Sie gibt mir Feuer. Wir blicken über den See. Sie küsst mich, ich schließe die Augen. Unsere Zungen kreisen umeinander. Ich spüre ihren Herzschlag direkt unter der Brust, ihren warmen Herzschlag, angetrieben von rotem Blut, das durch ihre Adern fließt. Ich streiche über ihr Haar, atme ihren Duft tief ein. Ihre Hände wandern über meinen Rücken. Diese Nacht! Wir tauchen ein in den Zürichsee, unfassbar warm. Seite an Seite gleiten wir durch schäumendes Wasser. Wild und schmutzig an der Oberfläche, sanft und stahlblau darunter. Ich schaue sie an, wie sie im Wasser schwebt, in zehn Metern Tiefe, entrückt. Ich ziehe sie an mich, durchflute sie mit meiner Wärme, und ihre Wärme durchflutet mich. Wir tauchen tiefer. Etwas funkelt dort unten. Sie wendet ihren Kopf ab, zieht mich hinterher, ich rufe ihr zu, schlucke Wasser, dann schaut sie mich an, aus Augen ohne Pupillen, aus ihrem Mund wächst der Schnabel eines Riesenkalmars. Ihre langen Arme reißen mich in die Finsternis, bis zum Grund. Sie saugt sich an mir fest. Der Chitinschnabel zerschneidet meine Lippen. Sie öffnet ihr Inneres, stößt bunten Nebel aus. Erst dann lässt sie los, lässt mich treiben, wie eine Leiche. Sie entfernt sich im Blau des Zürichsees, zieht ihren Schweif hinter sich her.

Ich tauche auf, schnappe nach Luft. Blutspuren auf dem Mond über Horgen. Donnnergrollen über Kilchberg. Gibt es Erlösung?

Als ich zurück auf die Autobahn gleite, spüre ich Tränen auf meinen Wangen.

Du hast etwas verloren, Tom, du hast es vernichtet. Und dennoch ist es größer als du.

Koreanische Nachbarn in Los Angeles haben mir von dieser extremen Traurigkeit erzählt. Sie nennen den Zustand *Han*. Man könne daran sterben, sagten sie. Ein Weltschmerz. Ein Wahnsinn. Ein Kummer.

Im Rückspiegel ist Zürich nicht mehr zu sehen, die Stimme verstummt. Endlich, vor mir, das nicht enden wollende Nichts des Schweizer Mittellands, bei Nacht ist es erträglich. Der Kühlturm des Atommeilers stößt Rauchbänder aus, die sich leuchtend mit dem Himmel verbrüdern. Der Anblick tut gut. Vor den Mond schiebt sich Finsternis, aber mein iPhone leuchtet. Die Zentrale. Ich soll den Wagen direkt in die Garage am Casinoplatz fahren. Inspektion.

Ich nehme das Foto vom Armaturenbrett, falte es sorgfältig und stecke es in die Innentasche meines schwarzen Jacketts. Über mir ziehen die grünen Schilder der A1 hinweg.

05:04. Helle Sterne über dem Emmental. Je näher Bern rückt, desto unruhiger atme ich. Noch bleiben zwei Stunden, bis Vince erwacht. Die A1 führt am Grauholz vorbei, einem historischen Schlachtfeld. Am Waldrand steht ein Monument, ein zwölf Meter langer Säulenstumpf aus weißem Solothurner Kalkstein. Durch das offene Seitenfenster sind die Geräusche der Reifen zu vernehmen, sie klingen wie Schreie.

Jetzt breitet sich über Bern ein Flammenmeer aus, in den Alpen funkeln drei helle Punkte: Es sind die Stationslichter von Jungfrauoch, Schilthorn und Niesen.

Ich mache Halt bei der Raststätte Grauholz, stelle meinen Wagen zwischen zwei Lastwagen. Einfach kurz anhalten und durchatmen. Meine Brust schmerzt. Ich warte darauf, dass sich meine Trauer löst, wie Verkehr. Die Landschaft am Rand des Lastwagenparkplatzes sieht desolat aus. Neben Stromleitungen, die in rostenden Strängen ins Erdinnere führen, campieren ausländische Familien in ihren Wohnwagen. Ein Polizeiwagen patrouilliert. Er sieht mich nicht.

Ich lege den Kopf auf das Lenkrad. Halbschlaf. Denke an das mögliche Ende des Aletschgletschers, an die Vergänglichkeit unserer Existenz auf diesem Planeten, an ihre Stimme, die ich immer deutlicher höre, je länger ich auf die Windschutzscheibe blicke. Wie kann ich meinen Söhnen davon erzählen?

Ein Klopfen. Am Seitenfenster steht ein bärtiger Mann, die Hand zu einer Faust geballt. Er macht jetzt einige Schritte vom Wagen weg, während er nervös auf den Zehenspitzen wippt. Er trägt tarnfarbene Shorts, Kniestrümpfe und Jesuslatschen mit Outdoor-Profil, typisch

für Lastwagenfahrer aus Österreich. Sein Gesicht kommt mir bekannt vor. Er hat jetzt seine Zigarette zurück in den Mundwinkel gesteckt. Er beginnt mit dem Kopf rhythmisch zu nicken, als ob er ahnte, was gleich passieren könnte. Er nähert sich geduckt dem Seitenfenster, wie ein Boxer, er klopft die Asche an meinem Spiegel ab. Ich solle hier weg, brüllt er in gebrochenem Deutsch. Ich hätte meinen Wagen falsch geparkt. Ich sehe seine fuchtelnden Arme, und langsam wird mir klar, an wen mich der Mann erinnert: an den Urgroßvater von Vince und Frank, Ninas Großvater. Ein Wehrmachtsoffizier, der bei der Schlacht um Stalingrad in Gefangenschaft geraten ist. Auf den letzten Bildern aus dem Kessel, die es noch bis nach Deutschland geschafft hatten, trägt er einen zerfransten Bart. Ich kenne sein Gesicht von einer Todesurkunde, die die Sowjetunion in den Fünfzigerjahren zuerst an die Bundesrepublik Deutschland schickte, und die von dort an die Familie nach Biel gelangte. Sie lag säuberlich verpackt in einem Paket, zusammen mit seiner Wehrmachtsuniform und einem silbernen Offiziersdolch.

Das Gesicht des Bärtigen am Seitenfenster löst in mir etwas aus. Ich muss es sofort loswerden. Oder vernichten. Dazu deute ich mit dem rechten Zeigefinger auf meine Brust und starre ihn an.

Sprichst du mit mir?

Ich schaue hinter mich, als ob da jemand sitzen würde. Aber da ist natürlich niemand. Ich lasse das Seitenfenster per Knopfdruck runterfahren.

Sprichst du zufällig mit mir?, wiederhole ich und deute wieder mit dem Finger auf meine Brust.

Ja, mit wem denn sonst?

Sein Lastwagen trägt österreichische Nummernschilder.

Nur Idioten übersehen dieses Schild! Du musst hier weg, kapische!

Ich beuge mich vor. Unter dem Sitz berühre ich die Blechverschalung meines Pannendreiecks. Sie hat eine scharfe Kante. Es brennt in meinem Hals. Ich atme schneller.

Nina hat ihre Familie manchmal gehasst. Ihr Hass war so tief, wie man in dem Schlachtfeld am Grauholz graben muss, um auf Knochen zu stoßen. Das ist verdammt tief, denke ich jetzt. Dabei hat Nina eigentlich gar nicht ihre Familie gemeint, sondern dieses Land.

Ich schaue in das Gesicht des Bärtigen, lächle ihn an und ziehe dann die leere Hand unter dem Sitz hervor. Ich lasse das Seitenfenster hochfahren. Mit der rechten Hand lege ich den Rückwärtsgang ein. Es sind nur fünf Kilometer bis nach Hause.